

Nachwuchsförderung wozu? : Blick zurück

Autor(en): **Weber, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten =
Association Suisse des Professeurs d'Université**

Band (Jahr): **32 (2006)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Damit sind wir bei der Gruppe der Mitglieder der Universitäten, die wir als "wissenschaftlichen Nachwuchs" bezeichnen:

- Mitglieder von Forschungsgruppen im Rahmen naturwissenschaftlicher Fachbereiche.
- PrivatdozentInnen aller Fachrichtungen.
- MitarbeiterInnen an Nationalfondsprojekten.
- An der wissenschaftlichen Lehre beteiligte DozentInnen.

Die Aufgaben der verschiedenen Gruppen mögen durchaus unterschiedlich strukturiert sein, ihre Mitarbeit an bestimmten Projekten nicht immer gleich wichtig, so sind sie doch alle sowohl in der Forschung als auch immer wieder in der Lehre engagiert. Sie garantieren durch ihre Arbeit die Erhaltung des Wesens einer Universität als Stätte von Innovation und darin des für jedes wissenschaftliche Fach lebensnotwendigen Fortschritts.

Dass es im Kreis der beschriebenen Gruppen immer auch Konkurrenz gibt, Konflikte oft nicht vermeidbar erscheinen, braucht nicht betont werden. Dies ist aber nicht zu bedauern, denn erst in der Auseinandersetzung verschiedener Positionen und Forschungswege ist auch Fortschritt und Durchbruch erwartbar.

An dieser Stelle kann nicht verschwiegen werden, dass der wissenschaftliche Nachwuchs die eigenen LehrerInnen, denen er für manches Dank schuldet, auch kritisieren muss, sogar in Konkurrenz tritt zu ihnen, neue Wege der Forschung wählt. Dies ist eine Begleiterscheinung, die manchmal schmerzhaft empfunden wird, aber m.E. kein Unglück. Konkurrenz belebt auch in diesem Metier das Geschäft.

Nach diesen Vorbemerkungen zum Problem wissenschaftlichen Nachwuchses aus der Sicht eines Theologen, der 40 Jahre nicht nur Forschung betrieben hat, sondern auch manche Enttäuschung erlebte, sollen jetzt Experten aus den wissenschaftlichen Akademien der Schweiz, aus Behörden der Bildungsverwaltung und aus Interessenvertretungen des wissenschaftlichen Nachwuchses zu Wort kommen und ihre Vorschläge konkretisieren für eine angemessene Förderung wissenschaftlicher Forschung, die mehr ist als ein Weg zur Optimierung des Sozialprodukts.

Gleichsam in einem Nebensatz sei am Schluss der Ausführungen des Redaktors daran erinnert, dass wissenschaftliche Forschung gibt, die keinen wirtschaftlichen Gewinn verspricht, aber vielleicht Klärung des Wesens von Wissenschaft als Streit um die Wahrheit auf dem Weg zur Sinnfindung und des Mensch-Seins.

Ergo: Sorgen wir dafür, dass die Universität nicht nur ein Lehrhaus ist für dies und das, sondern immer auch für den Streit um die Wahrheit und darin um Sinn, der zum Nachdenken animiert, auch zur Revolution und nicht zuletzt zur Besinnung, was das alles soll.

Schaffen wir also Raum in der akademischen Bildung für Zeiten des Nachfragens, des Nachdenkens und auch des Zweifels, der nach wie vor eine Grundkraft ist auf dem Weg zum Licht.

Nachwuchsförderung wozu? Blick zurück

Karl Weber

Die Universitäten gehören zu jenen Systemen, die autonom ihren eigenen Nachwuchs ausbilden können. Anders als etwa die handwerklichen oder dienstleistungsorientierten Berufe sind sie nicht auf die Zusammenarbeit mit anderen Systemen, zum Beispiel Unternehmungen, angewiesen. Der hochschul- und wissenschaftspolitische Diskurs seit Mitte des letzten Jahrhunderts zeigt uns, dass dieses universitäre Privileg öfters als Last denn als Chance empfunden wurde.

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts wurde ein Mangel an wissenschaftlichem Nachwuchs für die Universitäten selber wie für die Wirtschaft allgemein diagnostiziert (Berichte Hummler 1955, Schultz 1962 und Labhardt 1963). Insbesondere die Kommissionen Schultz und Labhardt waren überzeugt, dass das Gelingen eines Ausbaus der Universitäten wesentlich von der Steigerung der Attraktivität der wissenschaftlichen Laufbahn abhängen würde. Daher plädierten sie für eine Professionalisierung der Forschung und wollten diese über den Ausbau der Stellen im akademischen Mittelbau sicherstellen. Die Stellen im Mittelbau sollten es jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ermöglichen, für und von der Wissenschaft leben zu können.

In den Achtzigerjahren hat der damalige Schweizerische Wissenschaftsrat das Thema erneut aufgegriffen. Er war sich bewusst, dass die Nachwuchsförderung für die Universitäten einen schwierigen, widersprüchlichen Auftrag darstellte (Schweizerischer Wissenschaftsrat, 1984, S. 24). Ihr Erfolg darf nach Auffassung des Wissenschaftsrates nicht allein daran gemessen werden, ob sich eine wissenschaftliche Laufbahn mit einer Professur krönen lässt. Ganz allgemein forderte der Wissenschaftsrat die Universitäten auf, die Personalstrukturen zu flexibilisieren und horizontaler auszugestalten. Namentlich sollte der individuelle Handlungs- und Gestaltungsspielraum für die erfahrenen Forschenden erweitert werden (ebd., S. 25). Von einer neuen Personalstruktur erhoffte sich der Wissenschaftsrat eine Stärkung der Forschungskultur.

Seit der Jahrtausendwende bildet die Nachwuchsförderung ein ständiges hochschul- und wissenschaftspolitisches Problem. Eingeleitet wurde dieser Diskurs durch eine Studie, die die Schweizerische Universitätskonferenz, der Schweizerische Nationalfonds, das damaligen Bundesamt für Bildung und Wissenschaft sowie der Wissenschaftsrat finanzierten (Levy et al. 1997). Hauptfokus der Untersuchung bildeten die Arbeitsbedingungen im akademischen Mittelbau (unterer und oberer Mittelbau) sowie seine wissenschaftliche Qualifizierung unter Bedingungen wachsender Studierendenzahlen und gleichbleibender Mittel. Inhaltlich wurde im Kern an den Diskurs der achtziger Jahren angeschlossen.

Der knapp referierte Diskurs in den letzten fünfzig Jahren zeigt, dass sich der Fokus im Diskurs der Nachwuchspolitik verändert hat: Ging es in den Fünfziger- und Sechzigerjahren darum, Bedingungen für wissenschaftlichen Nachwuchs überhaupt zu schaffen, beschäftigten sich die wissenschaftspolitischen Verantwortlichen seit den Achtzigerjahren mit der Frage wie die Arbeits- und Karrierebedingungen des Mittelbaus angesichts des Strukturwandels der Universitäten und der Forschung verbessert werden können. Zum einen sollte die wissenschaftliche Laufbahn strukturiert, die Arbeitsbedingungen verbessert und die Forschung weiter professionalisiert werden. Zum anderen plädierten die Verantwortlichen dafür, den Einstieg in die eigenverantwortliche Forschung zeitlich früher zu ermöglichen (vgl. dazu beispielhaft Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat 2001).

Auf den hochschulpolitischen Diskurs über die Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses hat insbesondere der Nationalfonds reagiert. In Zusammenarbeit mit anderen hochschulpolitischen Akteuren wurden die Förderungsinstrumentarien ausdifferenziert und gezielt Qualifizierungsmöglichkeiten geschaffen (für junge und erfahrene Forschende, für Frauen, für Forschende in einzelnen Disziplinen etc.). Namentlich wird nun versucht, über Assistenz- und Forschungsprofessuren und tenure track den Einstieg in die eigenverantwortliche Forschung (und Lehre) früher zu ermöglichen. Dadurch sollten insbesondere die Risiken, die mit jeder akademischen Laufbahn in hohem Masse verbunden sind, und dieser Laufbahn in besonderem Masse inhärent sind, in Grenzen gehalten werden.

Wo stehen wir heute?

Die skizzierten Förderungsmassnahmen unterstützen die Anpassung der Arbeitsbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses an Trends wie wir sie in der internationalen Welt der Wissenschaften beobachten können.

Sie fördern die Integration der jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in die internationale Wissenschaft. Dennoch ist unübersehbar, dass die Nachwuchspolitik im Laufe der Zeit immer anspruchsvoller geworden ist, und längst nicht mehr durch eine einzelne Universität getragen werden kann. Sie bedarf zudem einer dauernden Überprüfung und Weiterentwicklung. Dieser erhöhte und permanente Erneuerungsdruck entsteht aus "systeminternen" und aus "systemexternen" Gründen.

Blicken wir zunächst auf die systemintern erzeugte Dynamik: Der Prozess der Differenzierung und Spezialisierung in den Wissenschaften schreitet voran. Neue Gebiete entstehen, werden von entsprechend tätigen Fachleuten besetzt und wissenschaftliche Gemeinschaften beginnen sich zu formieren. Solche neuen Spezialisierungen bilden sich sehr oft am Rande von herkömmlichen Disziplinen oder auf Schnittstellen zwischen Disziplinen mit unterschiedlichen Traditionen und entsprechenden Selbstverständnissen. Namentlich wird dadurch auch das Innovationspotential der herkömmlichen Disziplinen herausgefordert. Sind nun die wissenschaftlichen Gemeinschaften in neuen wissenschaftlichen Feldern zu Beginn einer neuen Entwicklung oft sehr offen, stellen wir nach einiger Zeit eine gewisse Abschliessung fest. Sie einigen sich konsensuell darüber, welche spezifischen Fragestellungen, Ansätze und Verfahren ihrem Gebiet eigen sind. Damit schaffen sie wichtige Bedingungen, um ihr Arbeitsfeld zu stabilisieren und zu konsolidieren. Weiter formiert sich die Wissenschaft zunehmend in einem internationalen Kontext, was u.a. zu einer Vergrösserung der entsprechenden Märkte für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen führt. Wissenschaftliche Qualitäten werden in entsprechenden internationalen Diskursen erzeugt und durchgesetzt.

Schliesslich erweitern sich die Funktionen von Wissenschaft überhaupt: Hatte Wissenschaft früher in erster Linie und hauptsächlich eine Aufklärungsfunktion und wurde um ihrer selbst Willen betrieben, so wird seit den späten Achtzigerjahren zunehmend erwartet, dass Wissenschaft nützlich sein soll. Wissenschaftliches Wissen soll zur Weiterentwicklung von Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur beitragen. Diesen Erwartungsdruck haben sich die Universitäten fast ohne Widerstand gebeugt. Natürlich werden mit entsprechenden Erwartungen nicht alle Disziplinen gleichermaßen konfrontiert. Die Naturwissenschaften sicher mehr als die Geisteswissenschaften. Aber jene Disziplinen, die vor allem auf ihrem Aufklärungsauftrag bestehen, müssen dafür spezifische Gründe mobilisieren. Gleichzeitig stehen gerade diese Disziplinen dem Risiko gegenüber, dass sie für junge Forschende offenbar an Attraktivität verlieren.

Dies zeigt beispielsweise die Nachwuchslage im Bereich der Literaturwissenschaften. Schliesslich haben sich die Bedingungen für die wissenschaftliche Arbeit namentlich im Mittelbau verändert. Obwohl für Forschungsaufgaben engagiert, werden sie vermehrt in der Lehre und Administration eingebunden. Der Bolognaprozess sorgt hier für einen zusätzlichen Druck.

Die Bedeutungszunahme der Projektfinanzierungen, wie die Beteiligung an extern gesteuerten Forschungsprogrammen erschwert es überdies, kontinuierlich ein persönliches, individuelles Forschungsprogramm zu verfolgen. Aber auch hier gilt: Entsprechende Arbeitsbedingungen variieren enorm zwischen den Fächern und auch innerhalb der einzelnen Universitäten. Die Angehörigen der Geistes- und Sozialwissenschaften befinden sich gewiss in einer prekäreren Situation als die Angehörigen der Natur- und technischen Wissenschaften.

Blicken wir auf die systemexternen Bedingungen: Wissenschaft und Universitäten sind in einem Entgrenzungsprozess begriffen. Die Universitäten haben ihr Monopol als Orte der Erzeugung und Verbreitung von wissenschaftlichem Wissen kontinuierlich verloren. Damit wird die Kehrseite des universitären Erfolgsmodells sichtbar. Wissenschaftliches Wissen wird zunehmend in forschungsintensiven Einheiten moderner Industrien und Dienstleistungsbetrieben erzeugt. Neuere Erhebungen zeigen zum Beispiel, dass in der Schweiz im Jahre 2004 in der privaten Forschung und Entwicklung über 15'000 Personen mit Hochschulabschluss beschäftigt waren (economiesuisse 2006, S. 20). Auch die Fachhochschulen verstehen sich als Ort der Wissensproduktion ohne dass sie bis heute den eigenen Nachwuchs ausbilden würde. In diesem Prozess der institutionellen Entgrenzung hat wissenschaftliches Wissen seine Stellung als überlegene Wissensform verloren. Es gilt als eine Wissensform neben andern. Gleichzeitig hat das Erfahrungswissen (zum Beispiel in Form der "best-practice") einen Aufstieg vollzogen. Dies spiegelt sich beispielsweise in der hochschulpolitischen Programmatik, wonach Fachhochschulen und Universitäten gleichwertig, jedoch andersartig seien.

Implikationen für die Nachwuchsförderung

Als Folge der Transformation des Hochschulsystems und der Verwissenschaftlichung von Beschäftigungsfeldern hat sich das Positionsgefüge für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen erweitert und qualitativ verändert. In den meisten Wissensgebieten kann sich Nachwuchsförderung somit nicht mehr bloss am Ziel der Reproduktion des Faches (Sicherung von Anwärtern und Anwärterinnen auf Professuren oder für die

Stellen im oberen Mittelbau) orientieren. Nachwuchsförderung muss sich auf eine breitere Beschäftigungsperspektive der Geförderten einstellen. Dies bedeutet eine Last und eine Chance zugleich:

Vermutlich werden die Fachhochschulen, die ihren Nachwuchs nicht selber erzeugen, künftig vermehrt Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus den Universitäten rekrutieren. So verfügten nach Angaben des statistischen Amtes im Jahre 2003 lediglich 21 % der Professoren an den Fachhochschulen über ein Doktorat oder eine Habilitation. 43% der Professoren und Professorinnen besaßen keinen universitären Abschluss (BfS 2004, S. 51). Einiges spricht dafür, dass die Fachhochschulen künftig das Qualifikationsprofil ihrer Professorenschaft verändern müssen, wollen sie sich an ihren programmatischen Ansprüchen messen lassen.

In der privaten Forschung und Entwicklung wird die Nachfrage nach qualifizierten Wissenschaftlern weiterhin hoch bleiben, rekrutierte sich doch 2004 über die Hälfte der Forschenden mit Hochschulabschluss aus dem Ausland. Zudem wird ausserhalb der Universitäten wissenschaftliches Wissen zunehmend vermarktet. Die wachsende Zahl der sogenannten "Knowledge-Worker" ist mit der Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen befasst. Sie sind beratend tätig oder führen Projekte durch, welche Unternehmungen unter zeitlich und inhaltlich begrenzten Bedingungen out-sourcen. Viel spricht dafür, dass sich insbesondere dieses Marktsegment künftig weiterhin vergrössern wird.

Auch in Zukunft wird die Schweiz auf ausländische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen angewiesen bleiben. Anders können die benötigten hoch spezialisierten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gar nicht gewonnen werden. Dies gilt auch für die Universitäten und Fachhochschulen. Weiterhin werden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die in unserem Land ausgebildet wurden, auch künftig im Ausland ein Auskommen finden. Möglicherweise sogar noch vermehrt als heute.

Die skizzierte institutionelle Entgrenzung der Arbeit von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ist somit mit einer Spezialisierung und Massstabsvergrösserung der Arbeitsmärkte für hochqualifizierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen verbunden sowie einer grösseren Heterogenität von Ansprüchen und Qualitätserwartungen an die Wissenschaft. Auch darauf muss die Nachwuchsförderung Rücksicht nehmen, genauso wie sich junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen fragen müssen, auf welchen Märkten sie ihre Karrieren realisieren wollen.

Vorrangiges Ziel der Förderungspolitik des wissenschaftlichen Nachwuchses muss es daher sein, die Arbeitsbedingungen für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in der Doktorats- und Nachdoktoratsphase so festzulegen, dass sie ihre wissenschaftliche Neugierde, ihre Passion und ihre Motivation für die Wissenschaft entfalten können. In erster Linie sind hier der Arbeitsort Universität und die Professoren-, Professorinnenschaft gefordert:

Für die Nachwuchsförderung müssen Mittel bereitgestellt werden, um das Aufgabenprofil der Angehörigen des Mittelbaus klar zu definieren und Laufbahnen so zu strukturieren, dass die Forschenden zunehmend selbständig arbeiten und einen Zugang zu den relevanten wissenschaftlichen Gemeinschaften finden können. Kontinuierlich sollen dort die jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ihre Forschungsergebnisse kommunizieren und einer Kritik aussetzen. Jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen soll ermöglicht werden, sich frühzeitig in die scientific communities zu integrieren. Diese Integration ist mit eigentlicher Netzwerkarbeit verbunden, die als wichtige Erfolgsvoraussetzung für das Gelingen einer wissenschaftlichen Karriere gilt.

Die Systematisierung der wissenschaftlichen Laufbahn ist begleitet von einem Aufbrechen der dyadischen Beziehungen zwischen Doktorvater / -mutter und Doktorand / Doktorandin. Die Doktoranden und Doktorandinnen sind gefordert, sich verschiedenen wissenschaftlichen Umwelten zu stellen und dadurch gleichzeitig gezwungen, ihre eigene wissenschaftliche Position zu überdenken, zu revidieren und neu zu definieren.

Die hier vorgelegten Postulate unterstützen die Idee, für Doktoranden und Doktorandinnen Graduierten-Kollegs einzurichten. Diese Initiative weist zweifellos in eine gute Richtung. Es soll aber auch nicht verschwiegen werden, dass der Modernisierungsbedarf nach dem hier skizzierten Modell vor allem in den Geisteswissenschaften besteht. Ein Blick in die Personalstatistiken der Universitäten zeigt schnell, dass die bessere Ausstattung der Naturwissenschaften diesen bereits heute ganz andere Gestaltungsmöglichkeiten für die Förderung des Nachwuchses eröffnet. Die Geistes- und Sozialwissenschaften befinden sich nicht nur aus historischen Gründen in einer ungünstigen Situation. Sie stehen auch deswegen bedeutend mehr unter Druck, weil sie für Forschung Drittmittel, sehr oft im Rahmen von Forschungsprogrammen zu beschaffen haben. Die damit verbundene Fremdsteuerung der Forschung mag aus verschiedenen Gründen gerechtfertigt sein (vgl. gesellschaftlicher Wissensbedarf). Für die Entfaltung der wissenschaftlichen Motivation stellt sie jedoch nicht selten ein Handicap dar. Zudem erschwert sie die Kontinuität und die Akkumulation von

Wissen und Erfahrungen erheblich (vgl. z.B. Nationale Forschungsprogramme) und damit eine dauerhafte individuelle Profilierung auf spezialisierten Wissensmärkten.

Während die Doktoratsphase wesentlich dem Erwerb fachspezifischer wissenschaftlicher Kompetenzen in einer Disziplin gilt, muss in der Phase nach dem Doktorat der Blick erweitert werden. Jetzt treten die jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen als selbständige Forschende in ihren scientific communities auf. Sie präsentieren Ergebnisse, diskutieren diese mit peers und erwerben sich dabei Reputation. Dabei beginnen sie zu überlegen, auf welchen Märkten sie künftig ihre Karriere realisieren wollen. Entsprechende Kontakte werden angebahnt und der wissenschaftliche Austausch sichergestellt. Weiterhin jedoch gilt, dass sie diese Rolle nur dann spielen können, wenn sie nicht von den zeitlich eng begrenzten und thematisch rasch wechselnden Projektfinanzierungen abhängig sind. Gerade die soziale Einbindung und die Vernetzung können nur gelingen, wenn über eine gewisse Zeit Kontakte systematisch gepflegt werden können.

Die beschriebene Förderungspolitik kann zweifellos ohne Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds nicht realisiert werden. Er sichert den universitätsübergreifenden Bezug in der Nachwuchspolitik. Gleichzeitig wird er sich jedoch auch überlegen, ob es sinnvoll ist, immer differenziertere Förderungsinstrumente zu etablieren. Vielleicht würde es auch Vorteile bringen, wenn die Förderung grosszügiger, aber auch selektiver betrieben würde. Dies setzt jedoch voraus, dass das Potenzial aus dem ausgewählt werden kann möglichst gross ist. Damit ist in erster Linie die Doktorandenausbildung gefordert. Wir wissen, was wir in diesem Punkt vom Sport lernen können: Ohne Breite gibt es keine Spitze. Insofern stellen die Fächer mit grossen Studierendenzahlen für die Universitäten eine enorme Chance dar. Hingegen müsste man sich über die Zukunft jener Disziplinen, die nur wenige Studierende wählen, ernsthaft Gedanken machen. Der alltägliche Diskurs im universitären Rahmen zeigt uns jedoch, dass die Studierendenzahlen für die Universitäten gegenwärtig mehr als Last denn als Chance wahrgenommen werden.

Möglichkeiten und Grenzen der universitären Nachwuchspolitik werden durch Strukturen (personelle Ressourcen, Organisation, Muster wissenschaftlicher Arbeiten) bestimmt. Strukturelle Reformen sind notwendig, genügen alleine jedoch nicht, um die Passion der jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen für die Wissenschaft zur Entfaltung zu bringen.

Jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen gelingt es offenbar dann am ehesten, selbstbewusst mit den Risiken ihrer wissenschaftlichen Karriere umzugehen, wenn sie ihr wissenschaftliches Profil in Auseinandersetzung mit den Peers gestalten können.

Literatur

Bericht der eidgenössischen Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung. Bericht Labhardt. 1964. Bern: EDMZ.

Bericht der Eidgenössischen Kommission für Nachwuchsfragen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften und der medizinischen Berufe sowie des Lehrerberufes auf der Mittelschulstufe. Bericht Schultz. 1963. Bern: EDMZ.

Bundesamt für Statistik (2004): Personal der Fachhochschulen 2003. Neuchâtel: BfS.

economiesuisse / Bundesamt für Statistik (2006): Forschung und Entwicklung in der schweizerischen Privatwirtschaft 2004. Zürich / Neuchâtel.

Levy, René / Gobet, Pierre / Roux, Patricia (1997): Die Situation des Mittelbaus an den Schweizer Hochschulen. Teil I: Zusammenfassung, Synthesekapitel und Vorschläge. Bern: EDMZ.

Schlussbericht des Arbeitsausschusses zur Förderung des wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses (Bericht Hummler). (1955) In: Mitteilungen der Delegierten für Arbeitsbeschaffung. Bern: EDMZ

Schweizerischer Wissenschaftsrat (1984): Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Bern: EDMZ

Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat (2001): Förderung des akademischen Nachwuchses an Schweizer Hochschulen. SWTR Schrift 1/2001. Bern

Weber, Karl / Niederberger, Josef Martin (1984): Von der Nachwuchs- zur Mittelbaupolitik. Bern: EDMZ

Auf dem Weg zur Wissenschaft - Anforderungen an die Nachwuchsförderung

Hans-Ulrich Rüegger und Stefanie Kahmen*

Wir haben guten Grund, in der Förderung des akademischen Nachwuchses eine Aufgabe von strategischer Bedeutung zu sehen: Wissenschaftliche Nachwuchskräfte sind ein wesentlicher Bestandteil der

Universität - und sie allein bilden die Universitäten von Morgen.

Die universitären Aufgaben in Forschung und Lehre werden zu einem grossen Teil von Nachwuchskräften wahrgenommen. Es sind Doktorierende, Postdocs und Habilitierende, es sind Assistierende und Oberassistenten, es sind Assistenzprofessorinnen und -professoren, die in der Forschung tätig sind: Grundlagen erarbeiten, neue Fragestellungen verfolgen, Untersuchungen durchführen und Ergebnisse publizieren. Sie sind es auch, die in der Lehre auf breiter Basis mitwirken: Praktika begleiten, Arbeiten korrigieren, Studierende beraten und Lehrveranstaltungen mittragen oder in eigener Verantwortung durchführen. Und last but not least sind sie es, unter denen die Universitäten ihre künftigen Verantwortungsträger auswählen.

In einer grosszügigen Übersicht lassen sich Anforderungen an die Nachwuchsförderung an drei Stufen orientieren. Zunächst - das ist wenig im Blick - beginnt die Förderung des künftigen Nachwuchses bereits im Studium, im Grund schon mit der Immatrikulation. Weiter - das steht gewöhnlich im Fokus der Aufmerksamkeit - betrifft Nachwuchsförderung die Phasen des Doktorats, der Postdoc-Qualifikation, gegebenenfalls der Habilitation und der Assistenzprofessur. Und schliesslich - das wird selten thematisiert - betrifft sie die beruflichen Perspektiven danach. Eine Universität, die sich nicht allein für ihre Zukunft, sondern auch für die Zukunft ihrer Nachwuchskräfte interessiert, muss sich fragen, welche Aussichten sie diesen zu bieten hat.

Die Förderung beginnt mit der Immatrikulation

Das erste Ziel eines universitären Studiums sollte sein, Begeisterung für die Wissenschaft zu wecken. Gewiss sind da auch viele Inhalte, die es zu verstehen und zu lernen gilt. Und gewiss sind da auch viele Fähigkeiten, die es zu üben und sich anzueignen gilt. Vor allem aber sollte da das eine sein: die Möglichkeit, sich zu begeistern für akademische Arbeit, für wissenschaftliche Neugier, für Nachdenklichkeit, für methodisches Erforschen und kritisches Hinterfragen. Wer nur Stoff büffeln und Fertigkeiten trainieren muss, hat keine Gelegenheit herauszufinden, was ein universitäres Studium ist und wofür es in den Wissenschaften geht. Wer beim Studieren nicht die Chance hat, seine eigenen Fragen zu finden, wird auch keine Verantwortung sehen, diese in einer akademischen Laufbahn weiter zu verfolgen. Die eigenen Fragen zu finden - das lässt sich nicht verordnen. Aber es setzt die Möglichkeit voraus, von Interessen geleitet studieren zu können und dabei von erfahrenen Forscherinnen und Forschern begleitet zu werden.